



SIEBENQUELL

Wenn Landschaften sich ändern - außen und innen



Ein landschaftliches Merkmal meiner Heimat sind ausgedehnte Wälder. Unsere Kinder erinnern sich bis heute an die Wege, die wir von Tür zu Tür durch den Wald nahmen, wenn wir mit den Rädern von unserem damaligen Wohnort zu den Großeltern fuhren. Auch wenn sie später als Erwachsene nach Hause kamen, liebten sie es, durch den vertrauten Wald zu spazieren.

Seit einigen Monaten sende ich ihnen immer wieder Fotos mit der Frage: Erkennt ihr den Weg? Dann reagieren sie so wie auch ich immer wieder, wenn ich unterwegs bin: Die Umgebung wirkt fremd und wir sind desorientiert. Und das hat einen Grund: Es gibt keine Fichtenwälder mehr. Das große Fichtensterben nach den trockenen Jahren und die notwendigen Abholzungen und Räumungen haben unseren Wald radikal verändert. Viele Menschen, denen ich begegne, klagen darüber: Sie passieren Wegabschnitte und kennen sich auf einmal nicht mehr aus. Teile des Waldes sind ihnen nun fremd. Sie vermissen das vertraute Bild. Viele trauern auch dem »dunklen Tann« nach, der in der Tat in seiner Monokultur große Teile unseres Waldes ausgemacht hatte.

Doch da halte ich inne und gehe innerlich nicht mit. Jede Wanderung, die ich durch den so mächtig veränderten Wald mache, weitet mein Herz. Es stimmt, die Landschaft hat sich sehr verändert, aber für mich ist sie viel schöner geworden. Wo es früher düster war, ist es jetzt hell. Der Himmel über mir ist weit und nicht bloß ein schmaler Streifen. Wo ich früher durch einen dunklen Tunnel ging, habe ich jetzt weite Ausblicke und kann Zusammenhänge mit bloßem Auge sehen und den Blick über die Vielfalt der Landschaft schweifen lassen.

Fragen drängen sich mir auf: Was machen Monokulturen mit uns? Warum kann ich nur das Negative sehen, wenn sich etwas verändert? Was macht mir Angst?

Wir gewöhnen uns leicht an die Uniformität und bald erscheint sie uns als die wahre Realität. Dass sie einseitig und eng ist, spüren wir dann nicht mehr. Wenn diese einförmigen Kulturen irgendwann einmal auf- oder sogar ausgerissen werden und sich »Fenster« öffnen, verunsichert uns dies; ja, wir wehren uns sogar dagegen. Denn in der äußeren wie auch in unserer inneren Landschaft kommen wir leichter zurecht, wenn alles möglichst so ist und bleibt, wie es war. Wie oft wird es als Kompliment verstanden, wenn jemandem gesagt wird, er habe sich ja gar nicht verändert.

Wir wehren uns gegen Veränderungen - auch in uns selbst, in unserer Seelenlandschaft. Dabei könnte es doch sein, dass wir eine innere Kultur pflegen, die einseitig und dürrig geworden ist und uns allmählich austrocknet. Sie nährt nicht mehr. Dann kann es geschehen, dass eine Krise von außen alles in uns ins Wanken bringt. Schmerzhaft ist dies und auch bedrohlich. Aber wenn ich mutig zurücklasse, was nicht mehr dem Leben dient, und so neue Räume schaffe, werde ich in mir »Ecken« entdecken, die bisher im Dunkeln lagen und staunend in eine Weite hinein atmen, die im Tunnel meiner vermeintlich sicheren bisherigen Welt unvorstellbar war. Kann ich das Licht und die Weite annehmen oder machen sie mir Angst?

Wie hilfreich und belebend kann es da sein, Psalm 18 zu lesen: wie die spannende, ins Gebet genommene Schilderung einer Geburt - einer totalen, rettenden Veränderung ins Leben hinaus! **Dann** kann der Beter sagen: »Er führte mich hinaus ins Weite, er befreite mich, denn er hatte an mir Gefallen. . . . auf Höhen hat er mich hingestellt.« Und schließlich: »Du schufst weiten Raum meinen Schritten«.

Der Wald darf sich ändern und wir dürfen es auch - möge es hin zu mehr Leben sein! Denn dafür sind neue Lebensräume da: Sie locken draußen wie drinnen zu mehr Lebendigkeit, zu einer neuen Gestaltung einer größeren Vielfalt.

Rosemarie Monnerjahn

Vallendar, 14. Januar 2021